



Schwimmer Groß



Turnerin Britta Fröbisch



Hochspringerin Ulrike Meyfarth

Westdeutsche Hochleistungssportler: „Mit jedem Jahr wird das Training schlimmer“

„Typen wie aus dem Panoptikum“

Höher, schneller, weiter, kaputter – an Superlativen wird es den Olympischen Spielen von Los Angeles nicht mangeln. Auf den Kampf sind die Athleten bestens vorbereitet: durch strenge Auswahl, die Riesen, Zwerge

und Monster bevorzugt; durch ein barbarisches Training ohne Rücksicht auf Verluste; mit Computerhilfe und durch Doping. Das Spektakel, ein TV-Spiel erster Güte, soll Deutschland rund 60 Medaillen eintragen.

Ulrike Meyfarth, Hochsprungtalent aus Leverkusen, sieht blaß aus. Seit 1972 ist sie dabei, vor zwölf Jahren hat sie in München Gold geholt, für einen „Fosbury-Flop“ über 1,92 Meter. Tausendfach hat sie diese und ganz andere Höhen seither überwunden, auf immer gleiche Weise: Fünf Meter antrippeln, dann neun Schritte vorwärts, den linken Fuß seitwärts abdrehen, rückwärts über die Latte fliegen und kopfüber landen.

Frau Meyfarth ist, das bringt der Beruf so mit sich, schon direkt auf den Kopf gefallen und auch mal neben das Schaumstoffkissen. Oft taten ihr Kreuz

und Knie so weh, daß sie nachts kaum schlafen konnte. Jetzt, in den Wochen vor ihrem letzten großen Sprung, ist die linke Achillessehne lädiert. Ein Professor der Medizin spritzt der 28jährigen deshalb entzündungshemmende Präparate neben die kranke Sehne und, sicherheitshalber, auch noch in den Po. Das schmerzt sehr.

Zur gleichen Zeit wirbt eine Münzenfirma mit einem strahlenden Bildnis der Leichtathletin und ihres langen, schlanken Leibes – 1,88 Meter, 71 Kilo – an westdeutschen Bankschaltern für die „Art Collection Salvador Dali“. Unter

diesem Gütezeichen werden die „offiziellen Silbermedaillen aus Anlaß der Olympischen Spiele“ vertrieben, das Stück zu 98 Mark. Ulrike Meyfarth will sich in L. A. noch mal Gold holen, ein letztes Mal, und dann endlich Schluß machen mit dem Leistungssport: „Mit jedem Jahr wird das Training schlimmer“, sagt sie, werden die Schmerzen schlimmer – und die Siegeschancen kleiner.

Die wilden Sprünge nach der Methode des Amerikaners Dick Fosbury haben der langbeinigen Deutschen drei Weltrekorde eingebracht, zuletzt 1983 mit 2,03

Meter. Fußverletzungen sind dabei einprogrammiert: Die extreme Abwinkelung der Gelenke überdehnt deren Bänder und kann das Kahnbein (Fußwurzelknochen) so ermüden, daß es bricht. Fosbury-Flieger sind gut dran, wenn es ihnen nur so schlecht geht wie Ulrike Meyfarth. In L. A. wird die deutsche Leichtathletin ihre alten Flughöhen kaum erreichen. Sie muß hoch hinaus, sich quälen und strecken für ihren rasch vergänglichen Ruhm: „Im Jahr 2000 wird der Weltrekord bei 2,10 Meter liegen“, unerreichbar für Ulrike Meyfarth – oder noch höher, denn ein Ende der Rekorde ist nicht abzusehen.

Bei den Männern wand sich der Chinese Zhu Jian-Hua, 21, schon über 2,39 Meter. Er ist ein spindeldürrer Mann, 1,93 Meter lang, nur Haut und Knochen und Oberschenkelmuskeln. In der großen „Olympischen Familie“ – angesagt sind 7500 Athleten – wird er trotzdem nicht sonderlich auffallen: Viele Sportfreunde überragen den Asiaten um einen ganzen Kopf. Beim Basketball sind die Riesen unter sich. Deutschland schickt sieben Männer, die größer sind als zwei Meter, aufs Feld. Der längste westdeutsche Olympia-Kämpfer, Uwe Blab, mißt 2,16 Meter.

Die meisten Kunstturnerinnen reichen ihm nicht mal bis zum Nabel. Sie werden offiziell als „Frauen“ bezeichnet, sind in Wahrheit aber elfengeleiche Wesen ohne Busen und Periode, Leichtgewichte von 30, 35 Kilogramm – genaugenommen: Zwerginnen.

„Der Hochleistungssport“, erläutert der Kölner Sportprofessor Wildor Hollmann, „bringt Typen hervor wie im Panoptikum“: Riesen, Zwerge und Monster. Ein Ruderer darf möglichst

nicht weniger als 88 Kilo wiegen. Kugelstoßer sollten gut 130 Kilo auf die Waage bringen. Der US-Ringer Tab Thacker, 22, verleiht seinen Griffen im „Super-Schwergewicht“ durch 203 Kilo den richtigen Nachdruck.

„Wenn ich mir einige von meinen Gegnern ansehe“, philosophiert Rolf Milser, 33, Schwerathlet aus Duisburg, „wie sie so dastehen in ihren adidas-Bademänteln, dann denke ich immer: Der sieht ja aus wie ein abgehängtes Karussell.“

Er selber ist neulich im Schwimmbad von einem „dicken, pickligen Mädchen“ angemacht worden. Mit Blick auf Milser's Muskelberge hat die gemeint:

„Schrecklich, daß Gewichtheben so entsteht.“ Ein Urteil, das Milser („sechsmal Weltmeister, zwei olympische Rekorde, 115 deutsche Rekorde“) ungerecht findet, denn erstens ist der fröhliche Schwerathlet im letzten Jahr von dem sowjetischen Presse-Digest „Sputnik“ zum „elegantesten Gewichtheber der Welt“ gewählt worden – zu Recht –, und zweitens „gehen die Muskeln ja wieder weg, wenn man aufhört zu trainieren“.

Noch ist es nicht soweit. Milser hofft wie Frau Meyfarth auch auf eine Goldmedaille. Deshalb reißt und stößt der Duisburger zweimal täglich drei Stunden lang an der Stange mit den schweren eisernen Gewichten. „Früher habe ich



Gewichtheber Milser

Hochleistungssportler
Riesen unter sich



Basketball-Spielerinnen (Olympia 1976 in Montreal), Super-Schwergewichtsringer Thacker, Gegner (u.)



„Der Uli muß einfach gewinnen“

Die Chancen der bundesdeutschen Mannschaft in Los Angeles

Vor dem Ostblock-Boycott der Olympischen Spiele in Los Angeles hatte der Bundesausschuß Leistungssport (BAL) die voraussichtliche Ausbeute hochgerechnet: Der BAL traute der bundesdeutschen Equipe „zwischen 36 und 42 Medaillen“ zu.

Nach der Absage aus Moskau mochte sich Helmut Meyer, der Leitende Direktor im BAL, jedoch nicht mehr festlegen: „Da sind zu viele Imponderabilien.“

Dafür übertrumpfte eine kühne Prognose im offiziellen Report des Nationalen Olympischen Komitees (NOK) sogar die „Bild“-Voraussage (70 Plaketten): Die Analyse errechnete Chancen für 100 Medaillen.

Das hält Meyer für „Utopie“. Nach seiner privaten Hochrechnung sind „ungefähr 60 Medaillen realistisch“. In der Gesamtwertung aller teilnehmenden Nationen wäre das immerhin der zweite Platz hinter den USA.

Die am höchsten gehandelten Medaillen-Anwärter aus der Bundesrepublik profitieren freilich nicht vom Fernbleiben der Ostblock-Stars.

Zehnkämpfer Jürgen Hingsen kann Gold nur im Duell gegen den britischen Welt- und Europameister Daley Thompson gewinnen, Schwimmweltrekordler Michael Groß muß auf dem Weg zum Olympiasieg die US-Rekordler besiegen, die Hochspringer Dietmar Mögenburg und Carlo Tränhardt haben vor allem den chinesischen Weltrekordler Zhu vor sich.

Dem viermaligen Ruder-Weltmeister Peter Michael Kolbe steht der Finne Pertti Karppinen im Wege, der ihn schon 1976 in Montreal im Finale abgefangen hatte. Und Harald Schmid, Europameister auf der 400-Meter-Hürdenstrecke, kämpft gegen den in 89 Wettkämpfen unbesiegten US-Weltmeister und Weltrekordler Edwin Moses.

Bei den Seglern muß das Bundesgeschwader seine Chancen in allen acht Bootsklassen gegen sämtliche Medaillengewinner der letzten Weltmeisterschaften durchsetzen. „Die Medaillen im Segeln“, urteilte Hans Sendes, der Sportdirektor im Deutschen Segler-Verband (DSV), „bleiben echte Medaillen.“

Auch bei den Reitern reißt der Boycott keine Lücken zugunsten der goldverdächtigen Dressur- und Springreiter aus der Bundesrepublik. Das Fechterfeld mit den aussichtsrei-

chen Deutschen in den Florett- und Degenturnieren hat sich nur unwesentlich gelichtet. In beiden Hockey-Turnieren fehlt kein Medaillenträger der letzten WM.

Dagegen rücken im Gewichtheben – ohne einen medaillendekorierten Athleten der letzten Weltelitekämpfe – Westdeutsche zu Gold-Kandidaten auf, und in den Kampfsportarten Judo, Boxen, Ringen werden wohl Medaillen im Dutzend anfallen.

Mit erhöhten Chancen stemmen sich die Straßenradler in die Pedale. Ihre Kollegen von der Bahn bringen den Weltmeister im Zeitfahren, Freddy Schmidtke, schon als Favoriten mit, ebenso den Bahnvierer.

Bei den Kanufahrern gelten Ulrich Eicke im offenen Kanu (offiziell: Canadianer) und die Zwillinge Oliver und Matthias Seack im Kajak als Sieges-Anwärter. Kanusportwart Jürgen Glissmann hat sich auf Eicke festgelegt: „Der Uli muß das 1000-Meter-Rennen einfach gewinnen.“

Die Bundesschützen gehören in fast allen elf Wettbewerben zu den Kandidaten auf Edelmetall. Doch die solide Basis für einen ansehnlichen Medaillenhort des Bundesaufgebots müssen Schwimmer (36 Wettbewerbe) und Leichtathleten (41 Disziplinen) legen. Allerdings meldeten sich zwei Weltmeister von 1983 verletzt ab: Willi Wülbeck (800 Meter) und Patriz Ilg (3000 Meter Hindernis).

Statt dessen rücken Athletinnen wie die Diskuswerferin Ingra Manekke und die Kugelstoßerin Claudia Losch, denen international bislang Ostblock-Heroinnen im Weg gestanden hatten, unter die Favoriten vor. In den Mannschafts-Wettbewerben spielen außer den Hockey-Equipen auch die Wasserballer dicht am Sieger-Treppchen.

Zum erstenmal überhaupt marschiert eine bundesdeutsche Turnerinnen-Riege auf olympisches Edelmetall zu. Hinter den favorisierten Chinesinnen und den rumänischen Mädchen kämpft sie mit den USA um Bronze. Turnerin Anja Wilhelm sah als erste Bundesdeutsche international die Höchstnote 10,0 für ihre Balken-Kür.

Eine Enttäuschung haben die Turnerinnen schon verkraftet: Den vorgesehenen Nach-Olympia-Urlaub auf Hawaii hat der Verband aus Kostengründen gestrichen. Neues Reiseziel für eine Erholung vom olympischen Streß ist Florida.



Sportgeschädigter Lauer
Zu 60 Prozent körperbehindert

mich meist mit 120 Kilo beschäftigt, jetzt sind es durchschnittlich 160 Kilo.“ So bringt er pro Tag 1000 bis 1400 Zentner Eisen zur Hochstrecke, gut gelaunt und ohne Hektik: „Aus der Ruhe kommt die Kraft.“

Für irgendeine andere Arbeit bleibt keine Zeit. Meyfarth und Milser sind – wie fast alle „Amateure“, die für L. A. gemeldet wurden – de facto Berufssportler, Profis von Kindes Beinen an. Wer auf die Idee käme, Sport als Vergnügen*, als Zerstreuung, Liebhaberei oder „schönste Nebensache der Welt“ zu betreiben, bliebe von den „Olympia-Normen“ weit entfernt. Sie sind auf das Gramm, den Zentimeter und die Hundertstelsekunde genau festgelegt. Nur wer sich zwei- oder dreimal täglich „richtig schindet“ (Milser), vom Sport wie die Hochleistungssportleren grundsätzlich nur als „Arbeit“ redet, der gibt dem Ruhm eine Chance: Genauso war es schon im alten Griechenland.

Ob Wagenrennen oder Knabenkampf, Boxen oder Wettlaufen auf dem Programm standen, die Akteure der Olympischen Spiele waren seit dem vierten vorchristlichen Jahrhundert ausnahmslos Berufssportler. Ihr Training war teils grausam, teils hirnrissig – nicht anders als heutzutage. Damals machte man den Sprintern Beine, indem man sie an „Führpferde“ band und denen die Peitsche gab. Mancher altgriechische Trainer verbot seinem Schützling die Teilnahme an den geselligen Abendessen mit der Begründung, intelligente Unterhaltungen verursachten nur Kopfschmerzen.

Amateure hatten auch nach der Wiederbelebung der Olympischen Spiele

* Sport, abgeleitet von lat. „portare“ = sich betragen, vergnügen.

durch den französischen Adelsmann und Pädagogen Pierre Baron de Coubertin im April 1896 nur selten eine faire Chance. Spätestens 1936, als der unsportliche Adolf Hitler die Wettbewerbe endgültig zu Ersatzkriegen umfunktionierte, schlug die Stunde der professionellen Kämpfer. Seither eskalieren Regierungen und Sportverbände in aller Welt den Aufwand für die Schlacht.

Bei den Vorbereitungen ist (inoffiziell) alles erlaubt, was (offiziell) verboten ist oder als unmoralisch und gesundheitsschädlich gilt – vorausgesetzt, es verheißt Erfolg.

Wo der Hochleistungssport anfängt, da hört die Gesundheit auf: „Sport ist Mord“, schrieb die frühere Kunstturnerin Hertha Löwenberg in ihr Tagebuch. „Hochleistungssport hat mit Gesundheit nichts zu tun“, mahnt die „Ärztliche Praxis“ ihre akademischen Leser. Etliche von ihnen sind gut im Geschäft mit Sport und Krankheit: Das ist ein Markt, der immer noch expandiert.

Den wöchentlichen Arztbesuch empfinden viele Sportprofis als etwas völlig Normales. Manche sehen ihren Doktor Tag für Tag. Dabei sollte der Sport – so jedenfalls hatten Turnvater Jahn und der Neu-Olympier Coubertin es sich ausgedacht – doch gerade dazu taugen, Leib und Seele gesund zu halten und den Arzt so, logischerweise, ganz entbehrlich machen. Jahn zukunftsfröh: „Das Vergeuden der Jugendkraft und Jugendzeit durch entmarkenden Zeitvertreib, faulterisches Hindämmern, brünstige Lüste und hundswütige Ausschweifungen wird aufhören, sobald die Jugend das Urbild männlicher Lebensfülle erkennt.“

Was einem Olympia-Teilnehmer an „Lebensfülle“ während seiner aktiven



Sportmediziner Hollmann, Atemmeßgerät
„Sportler im biologischen Grenzbereich“

Zeit geboten wird, sind jedoch vor allem Schmerzen und Verletzungen ohne Zahl. Wer, wie die attraktive Amerikanerin Mary Decker, schon mit dreizehn Jahren bei internationalen Wettbewerben antrat und seither sechs Weltrekorde im Laufen zustande brachte, der kommt noch gut davon, wenn durch das Training nur mal der Fuß bricht oder das Schienbein splittert. Wenn am Ende Bilanz gezogen wird, liest sich das oft so wie bei Hans-Günter („Hansi“) Schmidt, einem Gummersbacher Handballspieler, der sich 98mal für Deutschland schlug:

Ich habe kein einziges intaktes Fingergelenk mehr, das Nasenbein ist nach mehreren Brüchen verkrüppelt, Kapselerweiterungen in den Schultergelenken machen mir zu schaffen, die Platzwunden am Kopf habe ich schließlich gar nicht mehr gezählt, und Bänderdehnungen sowie Muskelfaseranrisse sind selbstverständlich geworden. Zu meinen schwersten Verletzungen zählt eine Hodenquetschung und zuletzt ein Wirbelsäulenschaden, der operiert werden mußte. Nur knapp kam ich an einer Querschnittslähmung vorbei, und schmerzfrei bin ich eigentlich an keinem Tag.

Der Hürdenläufer Martin Lauer, 1956 in Melbourne und 1960 in Rom dabei, ist durch Schäden an seinen Fuß- und Kniegelenken jetzt zu 60 Prozent körperbehindert. Wie viele Athleten ist auch dieser Sportinvalide – ganz unabhängig von seiner realen Situation – meist guter Laune, denn immerhin hat er während eines fast einjährigen Klinikaufenthaltes sein linkes Bein gerettet, das die Ärzte ihm eigentlich absägen wollten.

Folgenreiche Verletzungen während der aktiven Zeit und, daraus resultierend, irreparable Spätschäden für den Rest des Lebens sind unausbleibliche Trainingsfolgen. Die Vorbereitungen für den Wettkampf haben in allen Sportarten an Intensität und Dauer ständig zugenommen. „Jetzt ist das Maximum erreicht, die Sportler sind in den biologischen Grenzbereich eingetreten“ (Hollmann): Überforderung, Krankheit, schließlich Organversagen sind unausbleibliche Konsequenzen.

Langstreckenläufer bereiten sich durch ein wöchentliches Pensum von 200 bis 300 Kilometern auf die Spiele von L.A. vor. Charlotte Teske, 34, Marathonläuferin aus Darmstadt, eine sanftmütige Kinderkrankenschwester, absolviert in den Wäldern der Umgebung trainingshalber sogar „Überdistanzläufe“ – 50 Kilometer im Stück. Über die Marathonstrecke (42,195 Kilometer) hält sie jetzt ein Tempo, das ihr 1973 – als alles anfang – zum sechsten Platz bei der deutschen 3000-Meter-Querfeld-ein-Meisterschaft verhalf.

Für einen Leistungsschwimmer sind täglich 20 000 oder

gar 25 000 Meter „Wasserarbeit“ (so nennt man das) gang und gäbe. Michael Groß, 20, mehrfacher Weltmeister aus Offenbach am Main und gut für ein paar Medaillen in L. A., gilt unter seinesgleichen als Hasardeur, weil er das tägliche Pensum auf zwölf bis 15 Kilometer beschränkt hat. Abwechslung verschafft sich der intelligente Wassermann, indem er zwischendurch mal die Beine fesselt oder an seine langen Arme (Spannweite: 2,27 Meter) pfannengroße Schaufelteller



Handballer Schmidt
„An keinem Tag schmerzfrei“

installiert. Groß: „Immer mehr Training ist keine Gewähr für Weltklasse.“

Einige Professoren der Kölner Sporthochschule vermuten, daß diese weise Erkenntnis den Russen jetzt erst dämmert. Von der Hoffnung getragen, daß viel Training besonders viel hilft, war den Ostblock-Sportlern von Jahr zu Jahr mehr Übungsarbeit verordnet worden; in vielen Sportarten drei mehrstündige Trainingseinheiten pro Tag. Selbst bei sorgfältiger medizinischer Überwachung ist damit das Optimum überschritten, aus Plackerei wird Plage, die Leistung sinkt. Die Absage an Los Angeles, so ist zu vermuten, hat nicht nur politische, sondern auch diesen Grund: Die große Sowjet-Union wäre in L. A. bei der Nationenwertung hinter den USA und der DDR sicher erst auf dem dritten Rang gelandet.

Mit der richtigen Dosis Trainingsarbeit tut man sich freilich überall schwer. Der farbige Brite Daley Thompson, 25, Zehnkämpfer und seit Herbst letzten Jahres auf dem Campus der Universität von Kalifornien zugange, verläßt sich bei seinen 400-Meter-Sprints ganz auf das

Schmerzgefühl: Er läuft, jeweils dreimal hintereinander, immer „so schnell, daß es gerade weh tut“. Dann macht er zehn Minuten Pause. Atemlos keucht er: „Ich hasse das Laufen. In meinem ganzen Leben will ich nie mehr laufen!“ Danach geht's weiter: Wieder dreimal 400 Meter, bis es weh tut.

Thompsons schärfster Rivale, der Duisburger Modellathlet Jürgen Hingsen, 26, hält zu Schmerz und Qual möglichst Distanz. Sein sonniges Gemüt schützt ihn vor den Sado-Maso-Anwendungen, denen viele Berufssportler ausgesetzt sind. Wenn überhaupt, dann fürchtet er sich nur vor einem Muskelkrampf – und das mit gutem Grund: Das exzessive Krafttraining der letzten Monate hat seine Muskeln noch mal deutlich schwellen lassen.

Wie die Top-Athleten nahezu aller Disziplinen, Frauen und Männer gleichermaßen, verbringt auch Hingsen ein gut Teil seiner Trainingszeit im „Kraftraum“. Auf den ersten Blick sehen diese Stätten meist wie Folterkeller aus. An Dutzenden von raffiniert konstruierten Maschinen stählt der Sportler hier seine Muskeln, auch die sechs im Kehlkopf, denn die „Kraftarbeit“ geht unter Stöhnen vor sich. Freilich: Je voluminöser die Muskelfaser, desto größer ist auch ihre Krampfbereitschaft. Am 8. und 9. August werden für Hingsen die Stunden der Wahrheit eingeläutet.

Um sich an das Klima zu adaptieren, ist Hingsen schon Mitte Juli nach Kalifornien geflogen. Daß ein Hochleistungssportler nur an wenigen Plätzen zu ganz großer Form aufläuft, gilt unter Profis als ausgemacht. Kaum einer lebt und trainiert dort, wo er geboren wurde. Alle zieht es in sogenannte Leistungszentren, zwischendurch in die dünne Höhenluft der Berge oder ein exotisches Ambiente.

Stabhochsprung übten die deutschen Zehnkämpfer auf der Atlantikinsel Lanzarote – in einem gefüllten Schwimmbassin. Begründung: Im Wasser lasse sich die Überquerung der Latte, der entscheidende Teil des Sprungs, immer wieder üben und perfektionieren, ohne erneuten kräftezehrenden Anlauf. Dutzendweise machten sich andere Olympia-Teilnehmer nach St. Moritz auf den Weg. Auf der Kunststoffbahn des Ski-Ortes, 1772 Meter über dem Meer, läßt sich der Organismus viel leichter in eine Sauerstoffschuld bringen als im Flachland, wo nach überstandener Atemnot das Siegen leicht werden soll.

Die Finnen, denen der legendäre Paavo Nurmi das Langlaufen eingebracht hat, trainieren mittlerweile nicht mehr nur in frischer Waldluft, sondern auf Laufbändern, angetan mit Atemmaske und Spezialrucksack. Das Gerät reduziert den Sauerstoffgehalt der Atemluft, der Sportler schnauft trainingshalber am Rande der Erstickung.

* Im Trainingszentrum in Colorado Springs.

In den Höhenkammern der russischen Sportzentren wird die Luft neuerdings durch elektrische Entladungen „ionisiert“ – ob das was bringt, bleibt vorerst fraglich. Im Vorfeld der Olympischen Spiele haben die Ostblock-Sportler noch schnell ein paar Weltrekorde aufgestellt, doch fast ausschließlich in Disziplinen, die vom Athleten anabolische Kräfte verlangen. Dunkel raunt der Leiter des Laboratoriums für Grundlagenforschung im Moskauer „Unionsforschungsinstitut für Körperkultur und Sport“, W. Kusnezow, daß es ihm gelungen sei, mit „speziell modellierten Trainingsgeräten“ Bedingungen zu schaffen, bei denen ein Leichtathlet „2,50 Meter übersprang, ein anderer den Speer hundert Meter weit warf und ein dritter die Neun-Meter-Marke beim Weitsprung übertraf“.

Daß diese Fabelleistungen eines Tages öffentlich vorgeführt werden – nicht unbedingt von Russen –, muß als wahrscheinlich gelten. „Alle Weltrekorde sind nur geborgt“, hat der englische Mittelstreckler Sebastian Coe kurz nach seinem Meilen-Weltrekord von 1981 erkannt. Er selber hat sich seit 1979 acht Rekorde ausgeliehen. Bei allen Rekordversuchen gilt die sportmedizinische Regel, daß die mögliche Verbesserung desto bescheidener ausfällt, je kürzer die Belastungsdauer ist. Für den Meilenlauf denkt Coe an ein mögliches Minus von nochmals 1,3 Sekunden und an sich selbst als den Täter.

Beim 100-Meter-Sprint hingegen wird die mögliche Veränderung schon in Hundertstelsekunden gemessen, der dreifachen Dauer des schnellsten Augenblicks.



Athlet an der Trainingsmaschine*: „Kraftarbeit“ unter Stöhnen



Zehnkämpfer Thompson, Hingsen
„Ich hasse Laufen“

Wenn Jesse Owens, bei den Olympischen Spielen in Berlin 1936 auf den Sprintstrecken viermal siegreich, in Topform gegen die Weltklasseläufer der achtziger Jahre antreten könnte, sähen die womöglich blaß aus. Denn Sprinter, so wissen erfolgreiche Trainer, „werden geboren, Dauerläufer werden gemacht“. Die minimalen Verbesserungen des 100-Meter-Weltrekordes (Jesse Owens lief die Sprintstrecke in 10,2 Sekunden) sind vor allem das Ergebnis besseren Schuhwerks, neuerer Bodenbeläge und einer variierten Starttechnik. Der Zugewinn ist eher bescheiden: In fast fünf Jahrzehnten wurde der Rekord auf jetzt 9,93 Sekunden verbessert (siehe Graphik).

Sehr viel eindrucksvoller sind die Ergebnisse, wenn die Technologie anderen Disziplinen nutzbar gemacht wird. Für die Olympia-Profis sind die Zeiten längst passé, in denen allein Talent und Muskeltraining über den Erfolg entschieden. Im Hintergrund ist jetzt eine Hilfswissenschaft namens „Biomechanik“ immer dabei. Sie stellt Computer und Hochgeschwindigkeitskameras in den Dienst des Wettkampfs.

Die teuren Apparate sind dem Auge des Trainers und der Intuition des Sportlers oft weit überlegen. 2000 Photos pro Sekunde halten den Bewegungsablauf fest. Angeschlossene Computer zeichnen daraus auf ihren Bildschirmen grüne Strichmännchen. So wird jeder Fehler sichtbar: Ob der Stoßer seine Kugel Millisekunden zu früh oder zu spät losläßt; ob der Weitspringer Aufstieg und Fall seines Leibes optimal koordiniert; ob also Kraft und Effekt im richtigen Verhältnis stehen.

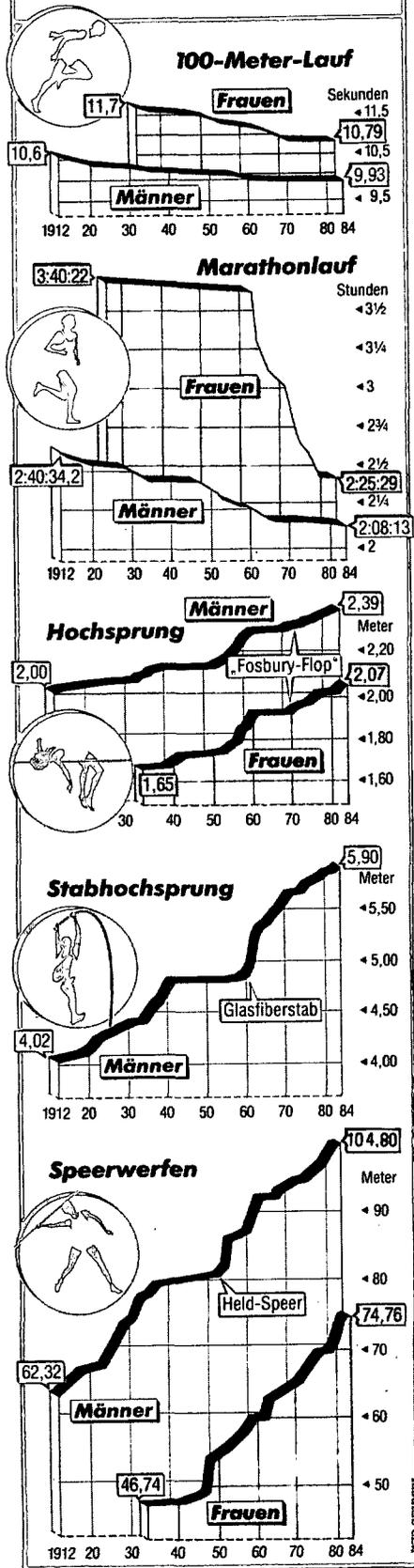
Der deutsche Ruderer Peter-Michael Kolbe, in L. A. Aspirant für die Goldmedaille im Einer, verdankte den Biomechanikern eine neue Technik. Sie verankerten den bis dahin beweglichen Sitz in seinem Boot nunmehr fest, Stembrett und Ausleger dagegen machten sie mobil – das brachte Kolbe bei den Weltmeisterschaften den entscheidenden Vorsprung. Für L. A. hat der Welt-Ruderer-Verband das Kolbe-Boot nun wieder verboten.

Das amerikanische Volleyball-Team hat seit Jahren Lauf- und Schlagstil jeder einzelnen Spielerin mit Hilfe des Computers analysiert. „Wir sind“, freut sich der Trainer Arie Selinger, „das fortschrittlichste ‚high tech team‘ aller amerikanischen Mannschaften und wahrscheinlich dieser Olympischen Spiele überhaupt.“ Hinter den Schmetterschlägen seiner Mädchen am Netz stecke, sagt Selinger, nun soviel kalkulierte Power, daß mit Gold gerechnet werden dürfe.

Dagegen nimmt sich das magere „ein Prozent“, das der amerikanische Biomechaniker David A. Barlow, Professor an der University of Delaware, den Marathonläuferinnen als biomechanischen Zugewinn versprochen hat, bescheiden aus. Barlows Bewegungsstudien, an den

GEBORGTE REKORDE

Verbesserung der Weltrekorde und Weltbestzeiten in fünf olympischen Disziplinen. In etlichen Fällen wirkte sich der Einsatz neuer Geräte oder Sprungtechniken aus.



6-, 12-, 18- und 24-Meilen-Punkten vorgenommen – sicherheitshalber stets mit 2000 Photos pro Sekunde –, sollen die ganz kleinen, dem bloßen Auge unsichtbaren Bewegungsfehler eliminieren. „Wenn die Leistung auch nur um ein Prozent gesteigert werden kann, bedeutet dies den Unterschied zwischen dem ersten und dem fünften Platz.“

Auf eher wackeligem Grund stehen die Hoffnungen anderer US-Athleten. Sie haben sich im „Biomechanischen Labor“ des US-Olympischen Komitees in Colorado Springs einer „Kräfte-Plattform“ anvertraut. Diese schwingend aufgehängte Platte ist direkt mit einem Elektronen-Rechner verbunden. Der mißt und analysiert die Körperkräfte des Sportlers, wenn der läuft, springt oder wirft. Im Handumdrehen erfährt der Athlet, ob es beispielsweise ratsam ist, das Körpergewicht mehr auf den hinteren oder den vorderen Fuß zu verlagern.

Für 30 000 Dollar offeriert der Österreicher Herbert Hatz ein Computer-Software-Programm, daß solchen Bewegungsanalysen erst den richtigen Tiefsinn gibt. Amerikas Diskus- und Speerwerfer haben in den letzten Monaten bereits davon profitiert. Begeistert sich ein Betreuer: „Das Programm ist die tollste mathematische Analyse des menschlichen Körpers, die es jemals gab.“

Doch damit allein ist es nicht getan. In den Dienst der Rekordtreiberei werden neben Physik und Mathematik auch andere Naturwissenschaften gestellt: Chemie, Medizin, Pharmazie und Erbforschung (Genetik).

Ohne ihre Hilfstruppen im weißen Kittel wären die Berufssportler eine verlorenere Armee.

Tagelang ließ der Saarbrücker Sportmediziner Professor Dr. med. Wilfried Kindermann (früher selbst im nationalen Aufgebot als 400-Meter-Sprinter aktiv) fünfundzwanzig der leistungsstärksten deutschen Nachwuchstalente auf einem Laufband rennen. Dann bestimmte er den Milchsäuregehalt des abgezapften Blutes: Diese Werte, unter wechselnden Bedingungen mehrfach neu ermittelt, geben Aufschlüsse über die Leistungsfähigkeit des Sportlers und darüber, wie stark sie noch gesteigert werden kann. Besonders saure Athleten dürfen kürzer treten. Letzter Sinn des Kindermann-Tests ist die „Talentbestimmung“.

Es soll nicht allein dem Zufall oder gar der individuellen Neigung überlassen bleiben, wer welchen Sport ausübt. Mit immer größerem Erfolg mühen sich die Trainer und Sportfunktionäre – in Ost und West gleichermaßen –, das „Talent“ frühzeitig auszuspähen, am liebsten schon im Kinderwagen.

So führt der deutsche „Fechtbundestrainer“ Emil Beck in Tauberbischofsheim bereits Dreijährige „behutsam“ an seinen Sport heran. Siebenjährige rücken sich bei ihm schon zweimal wöchentlich mit „Minifloretts“ gegenseitig auf

den Leib. Lange vor dem Abc lernen auch die Nachwuchsturnerinnen weltweit das Vokabular ihrer Disziplin. Ganze zehn Jahre alt war die Hamburger Marathonteilnehmerin Anja Albrecht beim Lauf 1983 („Meine persönliche Bestzeit: 3:30,13“).

Weltweit unerreicht sind die „Talentfindungs“-Methoden der DDR. Aus ihrem vergleichsweise kleinen Bevölkerungsreservoir haben die Ostdeutschen so viele begabte Sportler herausgefischt, daß sie in diesem Jahr in L. A. die großen russischen Brüder wohl überflügelt hätten – wenn die sie nur gelassen hätten.

Dabei machen sich die DDR-Funktionäre einen Umstand zunutze, der – ginge es nach Karl Marx oder dem optimistischen Tenor der amerikanischen Verfassung – so gar nicht vorhanden sein dürfte: Über den sportlichen Erfolg im Weltmaßstab entscheiden nicht allein die Umweltbedingungen, sondern vor allem angeborene Anlagen.

Je eines von tausend Neugeborenen, so haben die Forscher der Leipziger Deutschen Hochschule für Körperkultur herausgefunden, kommt mit einem besonders belastbaren großen Herzen und extremen Skelettmuskeln zur Welt – aus diesem Nachwuchs formt man die Meister von morgen. Werden die anormalen Kinder, möglichst vom sechsten Lebensjahr an, einem Hochleistungstraining zugeführt, so erreicht die Hälfte von ihnen die nationale Mittelklasse. Noch wichtiger: Zehn Prozent erreichen Weltniveau.

Nach den Untersuchungen des amerikanischen Sportmediziners Lindsey Carter sind 80 Prozent des Potentials eines Spitzensportlers – Muskeln, Knochen, Bänder, Gelenke, Nerven, Herz und Lunge – durch die Erbanlagen vorgegeben. Wer von Natur aus nicht deutlich bevorzugt ist, der kann sich abstrampeln, solange er will – aufs Treppchen und ins Fernsehen kommt er nie.

Schon im Alter von acht bis zehn Jahren lassen sich aus einer Röntgenaufnahme der Handwurzelknochen die endgültige Körperlänge, aus anderen Konstitutionsdaten das Gewicht und die Proportionen vorhersagen. So findet, zumindest in der DDR, schon das Kind den richtigen „Kader“: Wer hoch aufschießt, wird Basketballer, Schwimmer oder Springer; Kleinwüchsige vermählt man dem Barren; ein faßförmiger Brustkorb und kurze Arme disponieren zum Schwerathleten.

Besondere Aufmerksamkeit widmen die Talentfinder der mikroskopischen Struktur der Muskelfasern. Von außen kann man einem Muskel nicht ansehen, ob er vornehmlich aus „schnellen“ oder „langsamen“ Muskelfasern besteht. Die schnellen sind gut für den Sprint, die langsamen entscheiden über den Erfolg bei allen Ausdauerarten. Bei den

meisten Menschen sind die Fasern im Verhältnis 1:1 gemischt, und das bringt im Hochleistungssport gar nichts.

Wer auf Kurzstrecken die Nase vorn haben will, der muß schon, wie die amerikanische Sprinthoffnung Carl Lewis, 85 Prozent schnelle Muskelfasern haben. Andererseits ist auch Marathonläufer Alberto Salazar, der die Mammutdistanz in Weltbestzeit lief**, mit 92 Prozent langsamen Muskelfasern von der Natur gut bedient worden. Der Anteil der Fasern wird durch eine schmerzhaft und nicht ganz ungefährliche Prozedur ermittelt: Mit einer feinen, hohlen Lanzette, der „Biopsie-Nadel“, wird ein Dutzend Mal in die verschiedenen Muskeln gestochen. Die entnommenen Gewebsproben werden danach mikroskopisch untersucht. In den Ostblockländern wird diese Untersuchung auch bei Kindern routinemäßig praktiziert.

Zum Kummer der meisten westdeutschen Trainer gilt sie bei uns als „unethisch“. Man ist deshalb froh, daß neuerdings ein anderer Test, die schmerzlose „Elektromyographie“, passable Prognosedaten und die erfolgversprechende

Einordnung des Talents möglich macht. In dieser Woche treffen sich die Talent-sucher bei Professor Mark D. Grabiner an der Universität von Kalifornien zur vorolympischen Debatte. Das Thema ihres Symposiums: „Children to Champions“, vom Kind zum Spitzensportler.

Daß die Weichen ganz früh gestellt werden müssen, ist einhellige Meinung aller Sachkenner. Strittig sind nur das optimale Alter und das Maß der maximalen Belastung. In der Sowjet-Union, so hat Schwergewichtler Milser beobachtet, läßt man schon achtjährige Knaben trainingshalber an Hantel und Stange. Er selber fand erst als Fünfzehnjähriger zu seiner Bestimmung. Bis dahin hielt er die starken Männer nur für „dick, doof und gefräßig“.

Fällt die Entscheidung für eine Sportart erst nach der Pubertät, ist in aller Regel kein Lorbeer mehr zu holen.

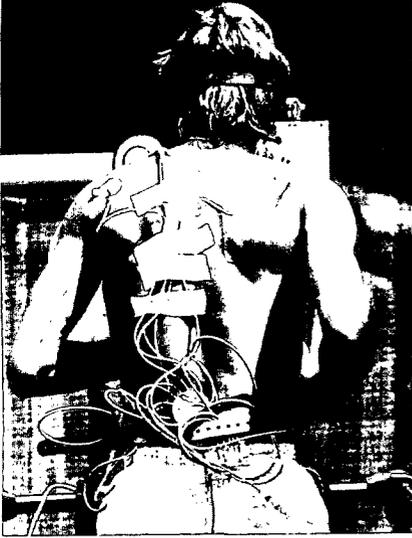
„Das motorisch günstigste Lernalter“, erläutert der Erfolgstrainer Gerd Osenberg vom TSV Bayer 04 in Leverkusen, „liegt nun mal im Alter zwischen neun und elf Jahren.“ Vor der Pubertät, nicht

Hochgeschwindigkeitskamera zur Laufstil-Analyse*: 2000 Bilder pro Sekunde



* Vorn: US-Hürdenläufer Edwin Moses.

** Einen offiziellen Weltrekord über die Marathon-Distanz gibt es nicht.



Belastungstests



Volleyball-Spielerin bei Sprung-Messung auf der „Kräfte-Plattform“

Sportarzt Professor Armin Klümper warnt. In seiner Ambulanz geben sich die Kunstturner die Klinke in die Hand. Klümper: „Diese wahnsinnige Übung haben sich Funktionäre, die von Anatomie keine Ahnung haben, einfach so am grünen Tisch ausgedacht.“

Das gesundheitliche und seelische Wohlbefinden der minderjährigen Hochleistungssportler hat für die erwachsenen Hinterleute keine Priorität. Meist ist es eine Viererbande, formiert aus geltungssüchtigen Eltern, ehrgeizigen Trainern, reiselustigen Funktionären und skrupellosen Ärzten. Klagt eine Turnerin: „Alle wollen nur, daß ich auf dem Treppchen stehe, was sonst los ist, interessiert die nicht.“

Kein Wunder, daß der Hochleistungssport häufig nicht nur den Körper schädigt, sondern auch den Charakter verdirbt. Sportler lernen vor allem, sich Befehlen widerspruchslos zu beugen, Ordnung mehr zu schätzen als Freiheit und frühzeitig hinzunehmen, daß „Hinter-

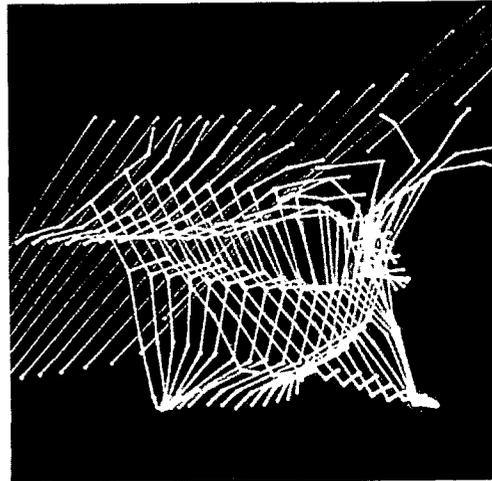
danach, müßten „bestimmte Bewegungen eingeritzt werden wie in Chips“.

Ehrgeizigen Eltern und wild entschlossenen Kindern läßt der Leichtathletik-Trainer Osenberg (er betreute Heide Rosendahl, Liesel Westermann, Rita Wilden und Ellen Tittel-Wessinghage) in den ersten Jahren freilich keine lange Leine: Er übt den Stil, nicht die Leistung.

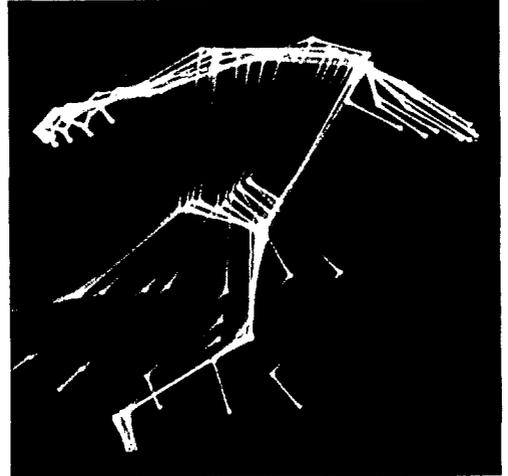
Vor allem Schwimm- und Turntrainer halten es da ganz anders. Die Kraulerin Ina Beyermann, jetzt 19 Jahre alt und in L. A. dabei, verurteilte man als dreizehnjähriges Kind zu folgendem Tageslauf:

- 4.15 Uhr Wecken, anschließend Fahrt von Leverkusen nach Köln zum Training
- 5.15 Uhr Training bis 7.15 Uhr
- 7.30 Uhr Fahrt mit Eltern zur Schule (Frühstück im Auto)
- 8.00 Uhr Schule bis 12.00 Uhr
- 12.30 Uhr leichte Gymnastik, Mittagessen, Schularbeiten
- 15.00 Uhr kurzer Mittagsschlaf
- 16.00 Uhr Fahrt zur zweiten Trainingseinheit
- 17.00 Uhr Training bis 19.00 Uhr
- 21.00 Uhr Schlafen

Bei den deutschen Turnfunktionären verrät schon die Wortwahl, woher der



Computer-Bewegungsgraphik eines Speerwerfers



Bewegungsgraphik eines Diskuswerfers

Sportler im biomechanischen Test: Grüne Strichmännchen offenbaren die Fehler

Wind weht: „Unsere Mädels“ werden „getrimmt“ oder „in die Mangel genommen“, müssen so oder so „alles bringen“. Ihr „innerer Schweinehund“ wird durch schmerzhaft, ständig wiederholte Übungen niedergekämpft.

Beim Abgang vom Reck müssen die Sprunggelenke eines Turners blitzartig eine Belastung von 2000 Kilopond aushalten. Wer aus dem Kreuzhang an den Ringen zu einer Rolle vorwärts gezwungen wird, „der sprengt dabei ganz unvermeidlich den Kapselbandapparat seiner Schultergelenke“, wie der Freiburger

häftigkeit, Falschheit und Einschüchterungsversuche in jedem sportlichen Wettkampf und bei allen sportlichen Spielen einen festen Platz haben“, wie die „Naturfreundejugend“ erkannt hat. Als Trost verheißt Josef Neckermann, Chef der Sporthilfe, denen, die durchhalten: „Sie sind der Führungsnachwuchs von morgen!“

So sicher ist das nicht. Häufig behindert das beim Sport erlernte angepaßte Verhalten die berufliche Selbstverwirklichung. Junge Leistungssportler, so hat der österreichische Sportwissenschaftler

Wolfgang Becker durch Reihenuntersuchungen herausgefunden, leiden häufiger als Gleichaltrige an Rückenschmerzen, Streß, Schulproblemen und Kontaktarmut. Nicht einmal ihre biologische Prognose ist besser, denn Sport verlängert, entgegen weitverbreiteten Vermutungen, das Leben nicht. Mit Sicherheit schädigt die ständige Wiederholung einseitiger Übungen – und genau das ist die Basis sportlicher Erfolge – den Bewegungsapparat: Knorpel, Bänder und Gelenke lassen sich nicht trainieren, nur „aufbrauchen“, wie die Ärzte sagen. Ausdauernd übende Spitzensportler ruinieren ihre Gelenke häufig in wenigen Jahren – danach begleitet sie der Schmerz für den Rest ihrer Tage.

Oft erkrankt auch das Herz. Vor allem die Ausdauersportarten führen zu einer grotesken Vergrößerung des muskulären Organs. Die Pulsfrequenz sinkt rapide ab, häufig auf nur 40 Schläge pro Minute (normal: 60 bis 80). Wenn sich dann auch noch Rhythmusstörungen einstellen, ist das Ende nicht mehr fern: Die Liste prominenter Athleten, die an ihrem „Sportherzen“ starben, ist lang. Selbst der Leningrader Sportarzt A. G. Dembo räumt ein, daß „Leistungssport zu einer unbestrittenen Zunahme der Herz-Kreislauf-Überlastungen und des plötzlichen Herztodes“ führt.

Der Freiburger Herzspezialist Professor Rolf Mocellin, 50, steht dem Hochleistungstraining von Kindern und Jugendlichen auch deshalb „äußerst skeptisch gegenüber“, weil das stupide Training, abgesehen von den organischen Risiken, eine „psychische Übersättigung“ erzeugt. Nach dem Ende ihrer bewegten Karriere werden viele Athleten völlig „unaktiv“ und neigen zu einer „sehr ungesunden Lebensführung“ – und das hat der Herzmuskel auch nicht gern.

Kugelstoßer Reichenbach 1980, Reichenbach 1984: Wieder rank und schlank



Mädchen und Frauen wird im Hochleistungssport besonders übel mitgespielt. Von Natur aus können die sportlichsten Frauen die Leistungen der sportlichsten Männer nicht erreichen oder gar übertreffen*.

Männer haben nun mal eine leistungsfähigere Muskulatur. Die verdanken sie vor allem den körpereigenen Geschlechtshormonen, den „Androgenen“.

Das wichtigste männliche Geschlechtshormon ist das „Testosteron“, ein Wirkstoff, der vor allem im Hoden produziert und von dort in das Blut abgegeben wird. Testosteron steuert nicht nur Liebeslust (Libido) und Manneskraft (Potenz), es fördert auch den Eiweißaufbau und vermehrt die Masse der Skelettmuskeln. Selbst das „typisch männliche“ Aggressionsverhalten ist vom Testosteronspiegel abhängig.

In kleinen Mengen ist das männliche Hormon auch im Körper gesunder Frauen vorhanden – mal mehr, mal weniger: Mütterliche Frauen mit betont runden Formen und einem sanften Wesen haben wenig Testosteron im Blut; mit ihnen ist im Hochleistungssport nichts anzufangen. Rekorde und Siege bleiben meist solchen Frauen vorbehalten, deren Hormonhaushalt dem der Männer möglichst ähnlich ist. Naturgemäß führt dies auch zu einer Angleichung der Körperbaumerkmale und der Wesensart. Viele Hochleistungssportlerinnen, wie die tschechoslowakische Weltrekordläuferin Jarmila Kratochvilova, sehen nicht nur auf den ersten Blick aus wie Männer. Manchen wächst auch schon ein kräftiger Bart.

Der Haarwuchs am falschen Platz, die tiefe Stimme, dazu ein männliches Muskelrelief und rüde Umgangsformen sind häufig Hinweise darauf, daß der wünschenswerten Vermännlichung der Hochleistungssportlerin durch zusätzliche



Leichtathletin Jarmila Kratochvilova
Muskelrelief vermännlicht

Drogen nachgeholfen wurde: Verschwiegene Ärzte spritzen den Mädchen Testosteron und pöppeln sie mit „Anabolika“.

Anabolika sind chemische Abkömmlinge der männlichen Geschlechtshormone. Wie diese fördern sie den Eiweißaufbau und das Muskelwachstum, oft auf Kosten beträchtlicher Nebenwirkungen. Anabolika können das körpereigene Hormonsystem und den Stoffwechsel völlig durcheinanderbringen. Bei Männern versiegt die Samenproduktion, Potenz und Libido lassen nach. Einer der wenigen Sportler, der – nach seinem Rücktritt vom aktiven Sport – den Gebrauch von Anabolika eingestand, war der West-Berliner Kugelstoßer Ralf Reichenbach. Der Muskelmann von 1980 ist nun – ohne Anabolika – wieder rank und schlank.

Bei Frauen nimmt unter Anabolika- und Testosterongaben das sexuelle Verlangen deutlich zu, die Klitoris beginnt zu wachsen. Gleichzeitig schrumpfen der Busen und das Unterhautfettgewebe, die monatliche Regelblutung wird schwächer und bleibt schließlich ganz aus. Die beiden gegenläufigen Entwicklungen bringen gedopte Sportlerinnen in eine verzweifelte Situation, die ihre weibliche Identität völlig zerstören kann: Äußerlich ohne weibliche Attribute und den Männern immer ähnlicher (und deshalb

* Auch im Macho-Witz sind die sechs größten Sportler aller Zeiten ausnahmslos Männer: Christoph Columbus (Segeln); Wilhelm Tell (Schießen); Dschingis-Khan (Reiten); Moses (Bergsteigen); Ikarus (Drachenfliegen); Hamlet (Fechten).

von diesen immer weniger begehrt), innerlich durch die Hormonspritzen „schrecklich sexualisiert und geil“ (eine deutsche Spitzensportlerin).

„Diese Art Doping ist wirklich ein Verbrechen“, urteilt Professor Manfred Donike von der Sporthochschule Köln. Sie läuft im übrigen auch einem geheimen Ziel des Sports zuwider. „Bekanntlich“, so hatte der unsportliche Sigmund Freud erkannt, „bedient sich die moderne Kulturerziehung des Sports im großen Umfang, um die Jugend von der Sexualbetätigung abzulenken; richtiger wäre es zu sagen“, fährt der Vater der Psychoanalyse fort, „sie ersetzt ihr den Sexualgenuß durch die Bewegungslust und drängt die Sexualbetätigung auf eine ihrer autoerotischen Komponenten zurück.“

Dopingfeind Donike gilt als einer der weltbesten Experten und ist in L. A. Mitglied der überwachenden Doping-Kommission. Illusionen macht er sich freilich keine: „Die haben alle die Präparate rechtzeitig abgesetzt.“ Je nach Anwendungsart sind die Drogen nur einige Wochen, längstens zwei Monate später im Urin noch nachweisbar.

Nur Schätzungen gibt es über die Verbreitung der unerlaubten und gefährlichen Dopingmittel. Viele Leistungssportler vermuten, daß „alle mit Anabolika dopen“ – und räumen so indirekt ihr eigenes Vergehen ein. Edwin Moses, der hoffnungsvolle amerikanische Hürdenläufer, schwört, daß er selbst „absolut clean“ sei, schätzt den Prozentsatz der Spitzensportler, die „Anabolika, Cortison oder Testosteron“ schlucken oder spritzen, jedoch auf „mindestens 50 Prozent“. Einige Super-Weltrekorde, vor allem im Kugelstoßen, Hammer-, Diskus- und Speerwerfen, sind nach Meinung des ehemaligen deutschen Zehnkämpfers und jetzigen Erfolgstrainers Bernd Knut vom TSV Bayer 04 „ohne Anabolika-Doping überhaupt nicht denkbar“.

Er selbst, der sieben Olympia-Leichtathleten betreut, ist „absolut gegen Doping“ – mit einer Begründung, die den Mann wirklich ehrt: „Ich will den Mädchen auch in zehn Jahren noch in die Augen sehen können, wenn sie mit dem Kinderwagen vorbeikommen.“

Unter den deutschen Sportärzten finden Trainer und Aktive hingegen immer wieder willige Komplizen, wenn es um Doping geht. Das hat mehrere Gründe: Die dynamischsten Sportmediziner reagieren erst mal als (Alt-)Sportler und dann – vielleicht – als Arzt (so wie der Stabsarzt in erster Linie Offizier ist und der Sexualwissenschaftler ein Homosexualmediziner). Vor dem Doping und seinen Gefahren fürchtet sich nicht, wer selbst gedopt hat und heil davongekommen ist. Freilich: „Früher waren die Dopingmittel, vor allem Amphetamin, das ‚Dynamit‘, nach einigen Stunden abgebaut“, gibt Donike einen wichtigen Unterschied zu bedenken. „Bei Hormonen und Anabolika können die Neben-

wirkungen dagegen lebenslang anhalten.“

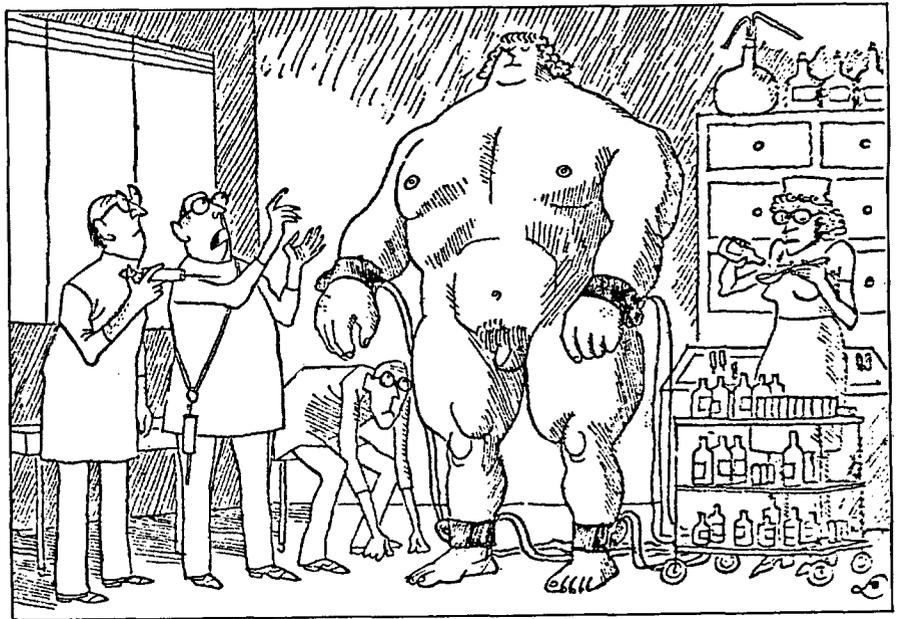
Auf der Suche nach weniger gefährlichen Wegen zur Bestform sind etliche Sportler im Elektrogewerbe und andere bei Psychologen fündig geworden. So ließ sich der amerikanische Zehnkämpfer Jim Schnurr dreimal pro Woche für jeweils 20 Minuten Spezial-Elektroden an seine Beinmuskeln anlegen. Der Elektroreiz, schwört Schnurr, habe die Kraft seiner Schenkel im letzten Vierteljahr um 150 Prozent gesteigert. Aber Muskeln allein tun es offenbar nicht. Bei den Olympia-Ausscheidungen wurde Schnurr mit 7491 Punkten nur Zwanzigster.

Mit den vorhandenen Kräften, freigesetzt durch verschiedene Psychotricks, wollen andere Athleten die Sportwelt in L. A. verblüffen. Das Arsenal der Seelenhelfer reicht von der eher harmlosen

Nahrungsmittel in großen Kisten mit sich – und allemal irgendein Geheimprodukt: Vitamincocktails, Mineralwasser oder Eiweißkonzentrate. Spurtstark macht das alles nicht. Das meiste, sagt der amerikanische Sportarzt Dr. Gabe Mirkin, „gehört in das Reich von Aberglauben und Mythos“.

Es findet sich freilich immer ein Doktor, der das Absonderliche propagiert. Den Freiburger Professor Klümper, den die meisten Hochleistungssportler konsultieren und der deshalb mit seiner Zunft über Kreuz liegt, wundert das nicht. Er vermutet, daß von den „6000 deutschen Ärzten, die sich Sportarzt nennen, höchstens zwei Dutzend etwas taugen“.

Auch gutwillige Sportfunktionäre können am Status quo kaum etwas ändern. Willi Daume, dem Präsidenten des Na-



Selecita

„Und den Knopf da oben lassen wir zur Befestigung der Medaille dran“

Einrede – „Ich bin ein Sieger!“ – über Hypnosetherapie, die Aggressionen freisetzt, bis zum „Biofeedback“. So hat der Sportpsychologe Daniel Landers von der Arizona State University die amerikanischen Schützen und Bogenschützen im Training verdrahtet und kontinuierlich Pulsfrequenz, Gehirnwellen und Muskelspannung aufgezeichnet. Durch „Rückkopplung“ lernen die Schützen, sich auf Befehl in jenen Psychozustand zu versetzen, in dem sie erfahrungsgemäß die besten Leistungen bringen.

Okkultur noch muten die weltweiten Bemühungen an, Sportler durch Essen und Trinken zur Superform ihres Lebens zu führen – die Ratschläge sind so zahlreich wie die teilnehmenden Nationen und so widersprüchlich wie eine sportpolitische Verlautbarung des IOC. Auf das reichlich offerierte L. A.-Standard-Essen will sich jedenfalls kaum ein Sportler verlassen. Die meisten führen heimische

tionalen Olympischen Komitees, läuft es nur „eiskalt den Rücken runter“, wenn er daran denkt, „daß Sportler muskelfördernde Anabolika nehmen, was für Mastvieh in vielen Ländern der Welt verboten ist“.

Die Klage des alten Herrn, der sich 1936 als Basketballer redlich schlug, wird von etlichen Sportlern als „weltfremd“, von anderen hinter vorgehaltener Hand als „heuchlerisch“ bezeichnet: „Einerseits wollen sie das Doping ausrotten, andererseits messen sie uns an den Doping-Rekorden.“

Es ist dies ein Widerspruch unter vielen, der dem Olympia-Spektakel im Smog von Los Angeles sein Flair gibt. Der Zuschauer will die Helden ja nicht nur siegen, sondern auch leiden sehen. Als humanitärer Fortschritt mag da schon gelten, daß die Verlierer nicht mehr – wie bei den Mayas – enthaupet werden. ◆